

Amelie Albrecht

GEMINAE



Amelie Albrecht

Geboren 2002, fing die junge Autorin schon früh mit dem Schreiben an. Ihre Jugend verbrachte sie in der schönen Oberlausitz zwischen einer Menge Büchern und unfertigen Geschichten. Wenn sie nicht gerade an Büchern, Kurgeschichten und Theaterstücken schreibt, verliert sie sich gern in Bibliotheksbüchern und alten Akten und möchte ihre Zukunft als Archivarin verbringen. Sie lebt in Erfurt.

Amelie Albrecht

GEMINAE

Nicht alles ist gut

Band 1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

©2024, Amelie Albrecht

Schlachthoftstraße 66

99085 Erfurt

Website: ameliealbrecht.de

Instagram: @autorin_ameliealbrecht

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf

Druck: BAIRLE Druck & Medien GmbH, 89561 Dischingen

Lektorat/Korrektorat: Lélo Kalmus

Buchcover: Lisa Wirth

Bildlizenzen:

©shutterstock/HolyCrazyLazy

©shutterstock/Marina Demidova

©shutterstock/Kate Si

©shutterstock/korkeng

©shutterstock/ Orfeev

ISBN: 978-3-98942-223-0

*Für Papa,
für all die Geschichten, die du mir erzählt und gezeigt hast*

ALPHABETH

BALSA

CENTRAL

DOMINO

ELOHIM

FIAT

ERSTER TEIL

DOMINO

Stich dich an verfaulten Rosen

Blute etwas Zorn

Prolog

»Mein Name ist Nyco.«

Alazon starre mich mit offenem Mund und halb geöffneter Tür an. Ich wusste, wie ich aussah. Schlamm bis zu den Knien, die Haare fettig und zerzaust, eines meiner Beine blau und blutig. Aber irgendwie hatte ich es bis hierher geschafft, irgendwie war ich ihnen entkommen. Ich wusste kaum, wer ich war und was passiert war.

Nur eines wusste ich sicher: Ich war nicht mehr die Person, die ich in ELOHIM noch gewesen war und die Alazon entsetzt beim Namen genannt hatte, als er mir die Tür geöffnet hatte.

Ich hatte nicht gewagt, mir selbst in die Augen zu sehen, in keinem der Spiegelbilder, an denen ich vorbeigegangen war. In meiner Vorstellung glühten sie rot wie die eines Monsters oder waren tot wie die von Maschinen. Oder wie meine Stofftiere, die ich alle in meinem warmen Bett zurückgelassen hatte. Ich wollte mich nicht ansehen und sehen, was Vater in mir sah. Ich wollte nicht an Nates Gesichtsausdruck denken. Es war meine Schuld, nicht wahr?

Ich merkte kaum, wie Alazon mich an den Schultern packte, so vorsichtig, als könnte ich zerbrechen. Wie er mich auf einen Hocker drückte. »Nyco«, wiederholte er leise. Wie der Held aus meinem Lieblingskinderbuch. Der, der, anstatt Prinzessinnen zu retten auf ein Abenteuer ging und nie zurückkehrte. Nate hatte diese Geschichte nie gemocht, ich dafür umso mehr. Ich hatte früh lesen ge-

lernt, damit ich ihn nicht ewig anbetteln musste, sie mir vorzulesen. Der neue Name war mir ja egal. Alles war besser als das, was sie mich vorher genannt hatten. Es war das erste, was mir eingefallen war, der erste klare Gedanke, den ich wieder hatte fassen können.

Das zweite, an das ich mich erinnerte, war der riesige Schriftzug, den man sah, wo immer man auf das größte Gebäude der Stadt blickte.

DOMINO.

»Wie bist du hierher gekommen?«

Ich blinzelte Alazon nur an, brauchte einen Moment, um seine Frage zu verstehen. »Ich weiß es nicht«, murmelte ich.

Ich kannte Alazon eigentlich kaum. Nur von ein paar Partys und Einladungen von ihm. Manchmal hatte er mir gezeigt, woran er arbeitete, weil ich es so interessant fand. Er war wie ein Onkel, den man viel zu selten besucht. Vielleicht würde er mir gar nicht helfen. Vielleicht würde ich gleich wieder im Zug nach ELOHIM sitzen. Vielleicht würde ich sterben.

Wie auch immer. Im Moment war mir alles egal. Ich war müde.

Er drückte mir eine heiße Tasse in die Hand. Der Inhalt roch süß, lieblich. So sehr, dass mir alles gleich viel weniger egal war.

Vorsichtig nippte ich. Schokolade.

Mit großen Augen schaute ich auf.

Alazon hatte die Stirn in Falten gelegt und sah mich an, als wäre ich ein abgestürztes Küken. »Meine Güte ... Junge.« Er seufzte. Betrachtete mein Bein. »Du bist viel zu jung für all das. Hier. Damit wird es dir gleich besser gehen.«

Er nahm ein kleines Behältnis aus seinem Schrank undträufelte etwas von der klaren Flüssigkeit in meine Schokolade.

Noch einmal nippte ich. Sie schmeckte immer noch süß.

Gib niemals auf

Wofür du stehst

Kapitel 0

Es war Winter.

Zumindest war es das, was die meisten von euch als Winter bezeichnen würden. Ein kalter Schleier hing in der Luft. Das Licht war trüb. Die Wolken beherrschten diesen Planeten, diese Stadt, und doch lichteten sie sich bereits. Der Tag war zu Ende, obwohl es auf den Uhren der Menschen noch nicht einmal sechs Uhr war. Es dämmerte langsam.

Irgendwo war das Summen einer Lampe zu hören. Die Gestalt in weiß-roter Rüstung - ein Gardist, wie die Leute sie nannten – bemerkte das allerdings nicht. Starr wie eine Maschine stand er am Fuß der Lampe. Ein paar Leute gingen müde an ihm vorbei. Viele trugen dicke Mützen. Niemand achtete auf die Gestalt, als wäre sie nur eine Statue.

Die meisten interessierten sich sowieso für fast gar nichts. Nur für sich und ihre Lebensblase, aus der sie sich nicht herauswagten. Sie hatten einen Job, alle, und eine Wohnung, alle, und eine Familie, jedenfalls fast alle, und alles um sie herum sollte so bleiben, wie es war. Unverändert *für sie*, gleichgültig *für sie*. Denn *sie* hatten genug erlebt in ihrem bisherigen Leben und keine Lust auf

Überraschungen.

Die Gebäude waren kalt und strahlten keine Sympathie aus. Sie waren funktional, ihren Anforderungen angepasst und hatten fast alle die gleiche Farbe: einen undefinierbaren, glänzendes Graublau, das in den Augen brannte, wenn sich das Sonnenlicht darin spiegelte. Die Bürogebäude unterschieden sich kaum von den Wohnkomplexen. Alles war eng, alles war voll, und doch irgendwie leerer als erwartet. Hier versteckten sie sich meist, die Bewohner dieser Stadt.

DOMINO hieß sie. So stand es in großen, unübersehbaren Lettern auf dem Regierungsgebäude am Rande des Zentrums. Es war etwas größer und unförmiger als die anderen Häuser und hatte auch eine andere Farbe. Grau. Hellgrau. Und matt. Kein Licht spiegelte sich darin. Man konnte es von überall sehen. Besonders gut war es vom Bahnhof aus zu sehen, damit jeder, der hier aussiegt, wusste, wo er gelandet war. Die Inschrift darunter, das Motto von DOMINO, war überall gut zu erkennen. »Dieses Land ist Eures« verkündete sie. Und niemand stellte es in Frage.

Die Menschen hier waren ruhig. Geschäftig. Meistens müde. DOMINO war eine normale Stadt, die normalste der sieben Metropolen. Es gab Schulen, Krankenhäuser, Geschäfte und ein paar Restaurants. Die Menschen führten ein einfaches Leben, nach dem Krieg gab es viel zu tun, viel zu arbeiten, und ein Restaurantbesuch war schon etwas zu nobel geworden für den normalen Bürger. Theater und Kinos gab es nicht, denn niemand schien von seiner Pflicht abgelenkt werden zu wollen. So sagte es die Regierung. Keine Aufälligkeiten, keine Störungen waren erwünscht. Das war DOMINO. Das war das Leben hier.

Jetzt bewegte sich der Gardist. Offensichtlich hatte er etwas gehört, was die anderen nicht hören konnten, vielleicht hatte er einen Befehl über sein Helmfunkgerät erhalten, und nun hielt er Aus-

schau Richtung Süden. Nach wie vor interessierte das niemanden. Viele waren gar nicht mehr auf der Straße, und die wenigen, die noch an ihm vorbeigingen, starrten auf den Boden. Bis sie plötzlich ein Geräusch wahrnahmen, das sie *und* der Gardist zu hören schienen.

Jemand schrie. Es war kein ängstlicher Schrei, kein verzweifelter, kein wütender, nicht einmal ein fröhlicher. Es war die Art von Schrei, der eine verwirrende Mischung von Gefühlen enthielt und den man benutzte, wenn man einfach alles rauslassen musste, was gerade in einem vorging.

Kurzum, etwas völlig Fremdes in dieser Stadt.

Die wenigen Menschen auf der Straße wichen zur Seite, als das schreiende Etwas an ihnen vorbeiraste. Gut zwanzig Meter hinter ihm folgte eine Gruppe Gardisten, die ihm mit beängstigender Entschlossenheit nachsetzte. Auch der Gardist unter der Lampe schloss sich ihnen an. Der Schrei des Etwas - es war wohl ein Junge im Teenageralter – zerriss die kalte Luft, die kühle Stimmung, und die ganze grobe Konstellation der Stadt, die die Menschen Tag für Tag in sich aufnahmen, bis sie selbst graublau, kalt und funktional geworden waren. Plötzlich lag etwas rosa Schimmerndes, süßlich Duftendes in der Luft, das an Kindheit erinnerte. An früher, als man noch Dinge sah, die später einfach verblasst waren, und alles groß und wunderbar gewesen war. Das edle Auftreten von Freiheit. Die Menschen rümpften die Nasen.

Aber der Junge, der diesen wundersamen Schleier mit sich zog, verschwand. Er floh vor den toten Blicken der Gebäude – und wohl auch vor der Schar Gardisten, die ihn noch immer hartnäckig verfolgten – und lief, vorbei an Häusern und Menschen, durch Straßen und Gassen, aus dem Zentrum hinaus ins Grüne. Auf eine große, weite Wiese, so fehl am Platz und doch so wichtig für die Stadt, die Menschen und diese Geschichte. Der einzige schöne Fleck in der

Stadt, für den der Regierung bisher die Zeit fehlte, ihn zu verschandeln.

Von der Stadt aus war es nicht zu sehen, aber hinter der grünen Wiese lag ein Fleck, der DOMINO sehr interessant machte. Sogar so interessant, dass die Leute hier nichts, aber auch gar nichts damit zu tun haben wollten.

Was man allerdings sah, war eine Gestalt, die mitten auf dem grünen Hügel stand.

Und wenn man noch genauer hinsah, und sich ein wenig Zeit nahm, bemerkte man, dass der schreiende Junge und seine Horde von Verfolgern genau auf ihn zu hetzten.

Und wenn man jetzt noch ein, zwei Minuten geduldig wartete, hörte man, wie das schöne Geräusch von Ärger über die Ebenen hallte.

Nicht alles hat einen perfekten Anfang

Kapitel 1

Nyco

Ich konnte es nicht fassen.

Keuchend wirbelte ich im Gras herum, sprachlos, verwirrt und irgendwie auch wütend. Ich wusste nicht, was mich in diesem Moment mehr aus der Fassung brachte: der schreiende Typ mit der offensichtlich ungeladenen Waffe, der mir die ganze Zeit völlig wirkungslose Befehle entgegen schrie, oder die Schlägertypen der Regierung, die aus irgendeinem Grund gegen mich waren.

Es waren etwa zehn Mann, nicht allzu schwer bewaffnet. Wahrscheinlich Wachposten, auf jeden Fall Gardisten. Und sie schossen *nur wegen dieses Typen* auf mich.

Ich fluchte laut, als ich einen weniger gut gepanzerten Gardisten mit einem beherzten Tritt in die Magengegend davon abhielt, mir näher zu kommen, als meine Komfortzone zuließ. Und die war im Moment leider verdammt klein. Seine Waffe fiel zu Boden, eine schöne mit handlichem Griff, die ich mir kurzerhand schnappte. Schließlich war ich sonst so gut wie unbewaffnet.

Ungläubig schüttelte ich den Kopf. War ich gerade *wirklich* in einen Kampf verwickelt worden?

Lass dich nicht von deinen Gefühlen ablenken.

Da war viel Frust in mir, aber meine Kopfstimme hatte recht. Mit einer schnellen Bewegung schob ich den Gardisten neben mir beiseite und versuchte in dem Tumult um mich herum den Jungen ausfindig zu machen, der für das ganze Chaos hier verantwortlich war, als mich plötzlich ein vertrautes prickelndes Gefühl überkam.

Links von dir.

Ich drehte mich zur Seite und drückte ab.

Tot.

Schnell rollte ich mich nach vorn ab, um einem Schlag von hinten auszuweichen, und verlor dabei die geliehene Waffe. Fluchend wollte ich nach ihr greifen, als ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Und dann sah ich ihn.

Der Typ rannte in mein Blickfeld und winkte mir zu, gefolgt von einem Gardisten. »Versuch mal, einen zu erschießen!«, rief er mir zu.

Ich seufzte.

Wer zum Glauben ist dieser Kerl bloß?

Er war ein seltsam gekleideter Hampelmann, dem ich vor wenigen Minuten in die Arme gelaufen war. Er schien völlig desorientiert zu sein, und man konnte ihm sein albernes Grinsen einfach nicht aus dem Gesicht wischen. Solche Leute machten immer Ärger. Das stand ihnen buchstäblich auf die Stirn geschrieben. Ich versuchte, seine ständigen Anfeuerungsrufe und lächerlichen Ratschläge zu ignorieren, machte einen Ausfallschritt und duckte mich keuchend unter einem Schuss hindurch. Gleichzeitig riss ich mein anderes Bein hoch, kickte dem Gardisten die Waffe aus der Hand und fing sie einen Atemzug später wieder auf.

Dann hielt ich weiter Ausschau nach dem Jungen. Er stand jetzt irgendwo am Rande des Geschehens und wich den Angriffen der Gardisten ungeschickt, aber ruhig und manchmal fast wie durch Zufall aus. Als er bemerkte, wie ich ihn anstarrte, begann er zu lä-

cheln und winkte mir wieder zu.

Er trug ein sehr seltsames Gewand. Hellblau, mit Lederbändern umschlungen und einer viel zu großen Mütze, unter der sein weißes, strubbeliges Haar hervorlugte. Um ehrlich zu sein sah er wirklich lächerlich aus.

Aber am unheimlichsten war, dass er meinen Namen kannte.

Meinen kompletten, bescheuerten Namen.

»Nyco Filline Dubberstone!«, rief er nun schon zum mindestens fünften Mal und stolperte fast über seine eigenen Füße, als er auf mich zulief. Ich verdrehte die Augen, schüttelte den Fremdscham ab und hob meine Waffe. Die Gardisten waren noch nicht besiegt.

»Nenn mich *bitte* einfach Nyco!«

»Mit 'i' und 'c'?«

Hinter dir. Einer mit guter Rüstung.

»Mit Ypsilon!«, rief ich ihm zu und machte eine Drehung, um auch den Gardisten hinter mir zu entwaffnen. Er schrie überrascht auf und wollte seinen Schlagstock ziehen, doch ich war schneller und schickte ihn mit einem gezielten Schuss in die Brust zu Boden. Dann wirbelte ich wieder zu dem Fremden herum. »Hör zu, ich bin absolut nicht an Ärger mit diesen Typen interessiert!«

»Das kann ich mir vorstellen!« Er musste schreien, damit ich ihn verstand. »Wer legt sich schon gerne mit der Regierung an? Ich heiße übrigens Kalian, freut mich sehr!«

Ich konnte einfach nicht fassen, wie kurzsichtig dieser Freak war. Es schien ihn überhaupt nicht zu interessieren, welche Konsequenzen das Ganze hier für uns haben würde. Ein hellblauer Blitz zuckte haarscharf an mir vorbei und zwang mich, mich wieder auf den Kampf zu konzentrieren. Doch bevor ich mich dem nächsten Gegner zuwandte, nahm ich mir die Zeit, ungläubig den Kopf zu schütteln.

Ich wusste nicht wirklich, wie er mich in diesen Kampf hineingezogen hatte. Geschweige denn, warum. Ich war ganz normal meinem täglichen Ritual nachgegangen, aufmerksam durch die Straßen von DOMINO laufend, als er plötzlich auf mich zugerannt kam.

Zuerst rannte er einfach an mir vorbei, verfolgt von einer Truppe Gardisten, aber ich dachte mir nichts dabei. Es war zwar ungewöhnlich, mitten in der Stadt am helllichten Tag Gardisten zu sehen, die jemanden verfolgten, aber Ärger machende Herumtreiber kamen ab und zu mal vor. Und ich musste es wissen. Schließlich war ich selbst einer. Nur normalerweise mit weniger Ärger.

Erst etwa eine halbe Stunde später - ich war gerade auf dem Weg zum »Verlassenen Viertel« und befand mich mitten auf der Grasbene - tauchte der Typ plötzlich wieder vor mir auf, nur um mit voller Geschwindigkeit in mich hineinzustürzen. Wir hatten beide auf dem nassen Grasboden gesessen, irgendwo auf der ungenutzten Freifläche zwischen dem Zentrum und dem Elendsviertel. Er hatte sich mit verwirrtem Gesichtsausdruck die Nase gerieben und mich etwas benommen angesehen. Aber nicht lange.

Plötzlich hatte ein überbreites Grinsen sein Gesicht bedeckt. Im Hintergrund hatte ich schon die Rufe der Gardisten gehört. Ich hatte etwas sagen, hatte weglaufen wollen, aber er hatte so schnell wie möglich nach Luft geschnappt und meinen Namen in den Himmel geschrien.

Was mich wirklich geschockt hatte. Denn den kannte sonst niemand. Wirklich *niemand*.

Ich pflegte weder Kontakte noch Freundschaften, hatte keine richtigen Papiere. Ich war ein Obdachloser, ein Herumtreiber, der sich vor dem System versteckte. Dieser bescheuerte Name war natürlich auch nicht mein richtiger. Ich hieß zwar Nyco, aber den Rest hatte ich erfunden, als die Beamtin im Meldeamt bei meiner An-

kunft in DOMINO nach meinem Namen fragte. Ich hatte diesen Kerl, der meinen Namen schrie, noch nie vorher in meinem Leben gesehen.

Schließlich waren die Männer aufgetaucht und attackierten uns nun beide. Seitdem versuchte ich, mich möglichst nicht umbringen zu lassen. Und rettete ihm gefühlt alle drei Sekunden das Leben, indem ich ihn aus der Schussbahn der Gardisten drängte.

Es ist wirklich nicht oft vorgekommen, dass ich mich in irgendwelchen Ärger hineinziehen lassen habe; meistens halte ich mich tunlichst aus allem heraus, was Schwierigkeiten mit sich bringen könnte. Mit der Regierung war nicht zu spaßen. Die sperrten jeden ein, der auch nur die kleinste Verhaltensauffälligkeit zeigte. Wie konnte dem Typen das nur so egal sein? Was zum Glauben war er genau? Ein Herumtreiber? Ein Außenseiter? Jedenfalls steckte er jetzt tief in der Patsche, doch es schien ihn gar nicht weiter zu beschäftigen. Immerhin war *ich* ja da, um ihm den Hintern zu retten. Vorerst.

Tatsächlich sah er nicht so aus, als würde er lange allein irgendwo zurechtkommen. Kampferfahrung schien er auch nicht viel zu haben. Seine Verteidigung bestand hauptsächlich aus Weglauferei, die Gardisten zu attackieren versuchte er erst gar nicht. Er tat gerade so, als wäre dieses Gefecht nur ein Spiel. Und allmählich ging mir seine kindliche Ignoranz ziemlich auf den Geist.

Als ich einen Impuls von links spürte, wandte ich mich abrupt von ihm ab.

Da. Der Mann mit dem roten Abzeichen auf der Rüstung.

Er zielt auf ihn.

Ein eisiger Stich fuhr durch meine Magengegend.

»Vorsicht!«

Heftig und ziemlich unsanft stieß ich – wie hieß er noch? Ach ja - Kalian aus dem Schussfeld und bemerte, wie der Gardist statt

auf ihn auf seinen Kollegen schoss, der gerade noch hinter Kalian gestanden hatte. Es gab ein hässliches, metallisches Knirschen, als der blaue Blitz die Hüfte des anderen Gardisten traf. Die Wunde war wahrscheinlich nicht tödlich, aber sie würde garantiert nicht ohne Folgen bleiben.

Der Getroffene gab keinen Laut von sich, taumelte nur einen Schritt zurück und blieb schließlich benommen stehen. Alle um ihn herum erstarrten.

Stille breitete sich aus.

Für einen Moment blieb die Zeit stehen, und alles schien sich in Zeitlupe zu bewegen. Staub stand still in der Luft. Schweißtropfen blieben auf der Haut hängen, und der Wind hielt den Atem an.

Jetzt war mein Moment gekommen.

Jetzt.

Ich wirbelte herum und versetzte dem Bewaffneten einen dumpfen Schlag gegen die Schläfe. Einen Herzschlag später sprang ich auf, schlängelte meine Beine um seinen Schädel und riss ihn so zu Boden. Verzweifelt fluchend und äußerst ungeschickt versuchte der Kerl, mich mit der Faust zu treffen, doch ich konterte jeden seiner Schläge. Mit einer gezielten Bewegung schnappte ich mir meine einzige Waffe, die zweite hatte ich bereits verloren, und rammte sie ihm in den Nacken.

Die Stromstöße ließen ihn unkontrolliert zucken. Kurz darauf keuchte der Mann und sackte geschlagen zu Boden.

Ich wartete einen Moment, um zu sehen, ob er auch wirklich liegen blieb. Dann stand ich auf und klopfte mir das Gras von der Hose. Ab und zu zuckte der Körper des Gardisten noch einmal kurz zusammen, aber er war endgültig besiegt. Nüchtern betrachtete ich seinen Körper.

Wie ich diesen Anblick hasste. Normalerweise vermeide ich es, meinen Taser einzusetzen. Bei normalen Menschen richtete er

kaum Schaden an, aber für Gardisten war er an der richtigen Stelle zweifellos tödlich.

Kalian jubelte, aber ich nahm es kaum wahr. Die Stille um mich herum war noch angespannter geworden, wenn das überhaupt möglich war. Die Männer starrten mich an. Dann den Toten. Dann wieder mich.

Dann geschah einen sehr langen Moment lang nichts.

Auch Kalian verstummte und hörte auf, wie wild auf und ab zu hüpfen. Selbst er schien zu merken, dass etwas nicht stimmte. Die Männer wurden unruhig.

Du weißt, was jetzt passiert.

»Hey«, sagte ich so ruhig wie möglich zu Kalian. »Auf den Boden.«

Er wandte den Kopf und starrte mich mit einem Eselsblick an. Ich seufzte.

Meine Beine bewegten sich wie von selbst. Mit wenigen Schritten war ich bei ihm und stürzte mich auf ihn. Gerade noch rechtzeitig, denn im selben Moment zogen alle verbliebenen Gardisten ihre Waffen und begannen, ziellos um sich zu schießen. Die Schüsse hallten durch die Landschaft und die Luft wurde unerträglich heiß.

Ich spürte den zwingenden Drang, laut zu schreien, um das brennende Gefühl der Angst loszuwerden, das mich überkam. Aber das hätte wahrscheinlich nichts gebracht. Stattdessen versuchte ich, den beißenden Schrecken in den Griff zu bekommen. Mein Körper zitterte. Die Stimmen in meinem Kopf waren mal wieder so laut, zu laut.

Ich hatte Angst, gegen mich selbst zu verlieren und in Panik aufzuspringen, aber nichts dergleichen geschah. Das einzige, was die Schüsse der Gardisten trafen, waren sie selbst, wie ich gehofft hatte. Wie gefallte Bäume fielen sie einer nach dem anderen zu Boden.

Dann war es wieder still. Aber diesmal lag keine Spannung in der Luft. Es war die Stille des Todes, scharf wie die Sense des dunklen Herrn selbst. Aber friedlich. Und kühl. Ein wahrer Widerspruch zu dem hitzigen Kampf wenige Sekunden zuvor.

Das feuchte Gras kitzelte an meiner Nase. Ich versuchte, ruhig zu atmen. Kalian unter mir wälzte sich herum, um sich umsehen zu können.

»Was war das denn?«

»Ich hab ihren Anführer umgebracht«, antwortete ich mechanisch und etwas zu schnell. »Ohne Anführer funktionieren die Gardisten nicht.«

Kalian kicherte. »Mann, die haben echt ein schwaches Nervensystem. Hey Nyco, würdest du bitte von mir runtergehen? Du bist schwerer als du aussiehst.«

Langsam erwachte ich aus meiner Rage. Meine Wahrnehmung wurde schwächer. Plötzlich spürte ich meine lähmende Erschöpfung. Ich atmete schwer und meine Schulter schmerzte. Kalian schob mich schließlich von sich und half mir auf die zitternden Beine. »Du warst echt heftig! Wo hast du denn so kämpfen gelernt?! ...Hey, Kumpel. Alles okay?«

Nein. Gar nichts war okay.

Ich hatte es schon wieder getan. Verdammt. Ich durfte mich nicht mit diesen Typen anlegen. Verflucht! Ich *durfte* nicht kämpfen. Erstens gewann ich immer, was mein geringstes Problem war, und zweitens durfte auf gar keinen Fall irgendjemand auf mich aufmerksam werden. Ich starre auf die am Boden liegenden Gardisten. In meinem Kopf dröhnte es.

So dumm, so leichtsinnig, so emotional.

Oh Mann. Dabei gab es mich doch eigentlich gar nicht mehr.

Wie lange hatte es gedauert, meine frühere Existenz auszulöschen und von der Bildfläche zu verschwinden?

Fast sieben Jahre, Nyco.

Ich durfte nicht auffallen. Seit Jahren hatte ich mich unter Kontrolle, seit Jahren war nichts mehr passiert. Bis dieser Typ kam und mich in einen handfesten Kampf verwickelte. Er musste verrückt sein. Er musste einen kompletten Schaden haben! Niemand in DOMINO legte sich mit Gardisten an! Jedenfalls niemand, der bei Verstand war.

Mit aufkommender Wut sah ich ihn mir genauer an. Er hatte seine dämliche Mütze verloren. Weiße Haare standen ihm kreuz und quer vom Kopf ab. Die Augen des Jungen waren fast übertrieben blau und jedes noch so kleine Fitzelchen Licht spiegelte sich in ihnen. Sie passten fast puppenhaft perfekt zu seiner ungewöhnlich hellen Hautfarbe. Seine Kleidung bestand aus einem alten Leinenhemd und einer dazu passenden Hose, über der er eine Art Gürtel mit einem stahlblauen Lendenschurz trug. Handbandagen schützten seine Hände und Lederriemen waren in alle Richtungen um seinen Oberkörper gebunden. Dazu trug er ein selten unbekümmertes Grinsen auf dem Gesicht.

Kurz gesagt: Er sah total naiv aus, wie aus einem blöden Videospiel. Genau die Art von auffälligen Menschen, die ich grundsätzlich nicht leiden konnte und mit denen ich mich auch nicht abgeben möchte.

Aber meine Wut auf ihn ließ langsam nach. Er schien so unschuldig zu sein, dass es fast unmöglich war, ihm böse zu sein. Rätselnd stand ich neben diesem geheimnisvollen Jungen und fragte mich, warum ich ihn in meiner Rage nicht auch umgebracht hatte.

»Heyyy! Planet an Nyco! Ich sollte dich doch nur Nyco nennen? Tolle Aktion, Kumpel! Hätt' ich nie so hinbekommen, reife Leistung! Machst du irgendeinen Kampfsport?«

Das mit dem Umbringen meinte ich übrigens nicht im übertragenen Sinne. Also nicht, weil er nervte, sondern eher: Warum habe

ich ihn wie einen Freund behandelt, der auf meiner Seite steht, obwohl ich ihn gar nicht kannte?

»Aber ich habe auch ein bisschen dazu beigetragen. Oder? Ich meine, okay, ich habe uns beide erst in diese Situation gebracht, aber trotzdem. Oder? Na ja, jedenfalls ist es ja gut, dass wir beide überlebt haben. Wir müssen jetzt los, meine Freunde im Verlassenen Viertel machen sich bestimmt schon Sorgen.« Er schulterte seinen völlig zerfransten Rucksack, den er während des Kampfes wohl fallen gelassen hatte. »Lass uns gehen!«

Oh Mann.

»Woah, Moment mal, Freundchen! Es gibt kein ‚wir‘, stellte ich klar.

Er zögerte. »Nicht?«

»Nein.«

Kalian schaute mich einen Moment lang verwirrt an. Dann grinste er. »Gut, also gehen *du* und *ich* jetzt...«

»Nein, *stopp!*«, rief ich etwas zu laut. Von irgendwoher kam ein Echo zurück. Verdammtd, hoffentlich war niemand in der Nähe, der noch am Leben war. Ich senkte meine Stimme. »Es gibt auch kein *du* und *ich*! Ich brauche keine Verbündeten. Bitte geh jetzt.«

»Aber-«

»Geh jetzt!«, zischte ich.

Kalian zuckte zusammen. Sein verletzter Gesichtsausdruck tat mir leid, aber ich durfte nicht nachgeben. Zu *seinem* Wohl.

Zwei weitere Sekunden starrte er mir schweigend in die Augen, und ich glaubte, Tränen darin zu erkennen. Schließlich verzog er stur die Lippen und stampfte fest auf den Boden. Er versuchte wohl, wütend auszusehen, aber er wirkte wie ein trotziger Dreijähriger. Offensichtlich wollte er etwas sagen, überlegte aber noch, wie. Ich seufzte. Er hatte die Sturheit eines Kleinkindes. Er würde nicht gehen.

Schön. Dann würde ich halt gehen.

Ohne noch einmal zurückzublicken, drehte ich mich um und ging in Richtung Stadtzentrum, in die Richtung, aus der Kalian vorhin mit der Horde Gardisten angerannt kam. Ich sah die hohen Gebäude vor mir, die das rote Licht der untergehenden Sonne reflektierten. Die Nacht brach an. Der Grasboden vor mir wölbte sich bergab und der Wind zerzauste mein Haar.

Ich durfte mich nicht umdrehen. Ich wusste gar nicht, warum ich mich wegen dieses Typen so genierte. Ich musste doch einfach nur nach vorn schauen. Noch ein paar Schritte und ich würde Kalian... ich meinte, den *Typen*, nicht einmal mehr hören können, und...

»Feigling!«

Oh, ich hörte ihn. Natürlich hörte ich ihn. Klar und deutlich sogar, und ich erschauderte. Meine Beine wollten sich nicht mehr bewegen.

»Feigling. Elendiger Feigling!«

Ich drehte mich um. Da stand er, Kalian, oben auf dem Hügel, leicht vornübergebeugt, die Hände zu Fäusten geballt und mit tränenden Augen. Hinter ihm ging die Sonne unter und hinterließ einen Schleier am Himmel, rot wie Blut. Er weinte. Er weinte *meinetwegen*. Inmitten der Leichen weinte er um einen Lebenden.

Um jemanden, der es wirklich nicht verdient hatte.

Schluchzend und schniefend setzte er zu einem weiteren Schrei an, brach dann aber mit einem weinerlichen Seufzer auf die Knie nieder, als ob er Schmerzen hätte und sich nicht halten könnte. Auf einmal wirkte er viel jünger, als ich ihn eingeschätzt hatte. Fünfzehn vielleicht, oder sechzehn. Viel zu jung für all das hier.

Aber das zwang mich noch lange nicht, zu ihm zurückzugehen!

...Oder doch?

Diese Entscheidung wurde mir schnell abgenommen. Plötzlich brach Kalian völlig zusammen. Sein Schluchzen verstummte und er

sank neben den toten Gardisten ins Gras. Kein Zucken, kein Laut war mehr von ihm zu hören.

Innerlich zuckte ich zusammen, obwohl er mir egal sein wollte.
Ist er etwa verletzt? Braucht er Hilfe?

Ich hatte nicht gesehen, dass er verletzt worden wäre...Er hatte auch nicht so getan, als ob er Schmerzen hätte. Aber selbst wenn er nicht ernsthaft verletzt gewesen wäre, würden gleich noch mehr Leute von der Regierung hier auf der Matte stehen. Sie würden ihn mitnehmen. Wenn ich ihn hier ließ, würde er entweder sterben oder in Gefangenschaft geraten – wahrscheinlich beides auf die eine oder andere Weise.

Beim Glauben nochmal.

Ich sog die Luft ein und stieß sie seufzend wieder aus. Was brachte es mir, ihn hier zu lassen? Ein schlechtes Gewissen. Darauf konnte ich gut verzichten.

»*So dumm, so leichtsinnig, so emotional.*«

Diese verdammten Gefühle.

Also fing ich an, zu ihm laufen. Dem blutenden Himmel entgegen.

